

Visionen von einer
strafenden Himmelsmacht:
Für Fundamentalisten eine
zentrale religiöse Vorstellung

Der missverstandene Gott

FOTO: PANGALTIRES

Ein Kontrollfreak, rachsüchtig und mörderisch: Ist er so, der »Herr im Himmel«? Und verlangt er, dass wir auch so werden? Menschen, die für ihren Glauben töten, scheinen genau das zu denken

Von Klaus von Stosch

Der Gott der monotheistischen Religionen hat derzeit eine schlechte Presse. So schreibt beispielsweise der Wortführer des Neuen Atheismus, Richard Dawkins, in seinem Buch »Der Gotteswahn«: »Der Gott des Alten Testaments ist die unangenehmste Gestalt der gesamten Dichtung: eifersüchtig und auch noch stolz drauf; ein kleinlicher, ungerechter, nachtragender Kontrollfreak; ein rachsüchtiger, blutrünstiger ethnischer Säuberer; ein

frauenfeindlicher, homophober, rassistischer, kinds- und völkermörderischer, ekkliger, größenwahnsinniger, sadomasochistischer, launisch-boshafter Tyrann.«

Ähnliche Vorwürfe hören wir derzeit gebetsmühlenartig auch und vor allem gegen den Gott des Korans. Im Kern lautet der Vorwurf, dass der Glaube an *einen* Gott dazu führt, alle Gegner dieses Gottes ausschalten zu wollen und in totalitärer Weise für ihn einzutreten. Der *eine* Gott – so die Behauptung – legitimiere die *eine* Herrschaft und die *eine* Lebensform und sei kaum mit Pluralität, Demokratie und Menschenrechten zusammenzudenken.

Der einzige Ausweg aus diesem Problem scheint für viele Menschen heute eine vollständige Entpolitisierung religiösen Glaubens. Erst durch die strikte Trennung von Religion und allen politischen Gestaltungsansprüchen sei – so ist immer wieder zu hören – Friede zwischen den Religionen möglich. Eine solche Trennung habe das

Christentum im Zuge der Neuzeit mühsam gelernt, und es sei fraglich, ob der Islam dazu ebenfalls imstande sei. Jedenfalls sei die einzige Möglichkeit der Pazifizierung der Religion ihre Subjektivierung, Privatisierung und Verbürgerlichung.

Der erste Irrtum

Diese Diagnose scheint mir zwei gefährlichen Irrtümern aufzusitzen: Zunächst einmal ist es falsch zu glauben, dass der Gott der Bibel und des Korans auf der Seite der Machthaber stehe.

Der alttestamentliche Monotheismus etwa entsteht nicht im Königshaus Davids oder Salomos, sondern unter Menschen am Rande der Gesellschaft. Die entscheidende Bewegung, die Israel von den Völkern unterscheidet und zur Ausbildung des Monotheismus führt, ist die sich in der prophetischen Subkultur entwickelnde sogenannte *JHWH-allein-Bewegung* des 9. und

8. Jahrhunderts vor Christus. Propheten wie Elija und Elischa, später aber auch Hosea oder Amos kämpfen mit letzter Entschiedenheit für *einen* Gott, der für das Lebensrecht eines jeden Einzelnen eintritt. JHWH ist gerade für die Randgruppen ein Gott, der nicht über allen Unterschieden thronet, sondern der sich solidarisiert mit den gesellschaftlichen Verlierern. Allgemein durchsetzen kann sich diese Ansicht in Israel erst nach dem Zusammenbruch des Königreichs im Exil. Erst jetzt – also im 6. Jahrhundert vor Jesu Geburt – wird der Monotheismus Kennzeichen Israels.

In ganz ähnlicher Stoßrichtung wendet sich das Eintreten des Korans für den einen Gott in Mekka gegen den Kult und Kommerz, den die herrschenden Eliten in diesem Handelszentrum zur Sicherung der eigenen Geschäfte veranstalten. Entsprechend findet Mohammed viele seiner ersten Anhänger unter den Sklaven, Frauen und Fremden, und seine Gegner sind vor allem die Großkaufleute und führenden Mitglieder der mächtigen Clans, gegen deren Machtansprüche sich seine Botschaft von dem einen Gott richtet.

Der monotheistische Glaube war deswegen so angefochten, weil Mekkas ganzer Reichtum davon abhing, alle Götter der Gegend zu beherbergen und an der Kaaba einen toleranten und inklusiven Polytheis-

mus zu leben. Denn Mekka lag abseits der Haupthandelsroute und wurde nur deswegen von den Kaufleuten aufgesucht, weil sie hier ihre wirtschaftlichen Tätigkeiten mit religiösen Riten verbinden konnten.

Wenn Mohammed durch seine Götzenkritik an dieser Stelle radikal und kompromisslos die Grundlage des politischen Zusammenlebens in Mekka angreift, dann ist dieses Eintreten ebenso wie das Wirken der Propheten des alten Israels ein Eintreten für mehr Gerechtigkeit. Offenbar ist er nicht an einem Frieden auf Kosten der Schwachen interessiert und zur Verteidigung der Rechte der Marginalisierten selbst zum Einsatz von Gewalt bereit.

Der zweite Irrtum

An dieser Stelle wird der zweite große Irrtum der gegenwärtigen Religionskritik deutlich: Gewalt hat im Monotheismus ursprünglich nicht die monströsen Züge, die wir heute darin wahrzunehmen meinen. Gewalt ist in Bibel wie Koran ein Weg, die Rechte der Unterdrückten durchzusetzen.

Wo keine Hierarchie der Götter ist, ist auch kein Raum für eine Hierarchie unter den Menschen. Die Existenz des »nur« einen Gottes macht alle Menschen zu Schwestern und Brüdern – ein Gedanke, der gerade auch in der islamischen Befrei-

ungstheologie der Gegenwart stark gemacht wird. Der biblische und koranische Gott ist offensichtlich ein Gott, der im Einsatz für die Marginalisierten alles zu tun bereit ist, um aufzurütteln und zur Umkehr zu bewegen. Dass er dabei immer den Mitteln der Barmherzigkeit und Liebe verpflichtet bleibt, ist eine Einsicht, die sich erst heute allmählich durchsetzt, aber inzwischen ja auch in der muslimischen Community intensiv diskutiert wird – man denke nur an die Theologie der Barmherzigkeit von Mouhanad Khorchide.

Das Problem der monotheistischen Religionen scheint mir also gar nicht so sehr die Gewalt als solche zu sein. Sie lässt sich von der in allen Religionen in den Vordergrund gestellten Barmherzigkeit her zähmen, und sie hat in ihrem Entstehen gegen Unrecht und Unterdrückung ja ihr gutes Recht. Das Problem scheint mir in der Übertragung der ursprünglich produktiven Gewalt gegen Unrecht auf jenen zu liegen, den man im Unrecht sieht: nämlich den Andersdenkenden und -handelnden.

An dieser Stelle wird deutlich, warum es so wichtig ist, dass die Theologen und Theologinnen der monotheistischen Religionen zusammenarbeiten. Diese Zusammenarbeit kann nicht nur dazu beitragen, bestimmte Grundeinsichten der einen Religion auch für die andere zu nutzen. Nein, die Erkennt-

nis reicht heute viel weiter: Nachdem die christliche Seite über Jahrhunderte hinweg immer wieder von den Fortschritten islamischer Zivilisationen gelernt hat, dürfte es in der jetzigen geschichtlichen Situation philosophische Traditionen im Westen geben, die wiederum für muslimische Theologinnen und Theologen interessant sein dürften. Ich denke dabei an das Ausbuchstabieren des eigenen Glaubens in den Kategorien des Freiheitsdenkens oder an einen historisch-kritisch informierten Umgang mit dem Koran. Wichtig ist, dass wir umgekehrt auch von christlicher Seite her aufmerksam bleiben für die emanzipatorischen Potenziale des Korans und von ihm zu lernen bereit sind.

Nur in diesem wechselseitigen Aufeinander-Hören und Voneinander-Lernen kann eine Atmosphäre der Freundschaft und des Vertrauens über Religionsgrenzen hinweg entstehen, die es von vornherein ausschließt, das Gewaltpotenzial der heiligen Schriften gegen den religiös Anderen zu wenden.

Seid gerechte Störenfriede!

Wenn man sich also fragt, wie Religionen Frieden schaffen können, so gebe ich eine doppelte Antwort: Zum einen haben sich im Westen im Gefolge der Aufklärung Grundeinsichten – etwa über die Universalität der Menschenrechte – durchgesetzt, die es religiös anzueignen gilt. Es geht also um einen Prozess nachholender Modernisierung der Religionen, wenn wir ihre Friedenspotenziale ernst nehmen wollen.

Zum anderen geht es aber auch darum, dass uns die Visionen von Gerechtigkeit und von der Würde aller Menschen vor Gott in allen monotheistischen Religionen daran erinnern, dass Frieden mehr sein muss als die Abwesenheit von Krieg.

Aus dieser Einsicht wächst den monotheistischen Religionen die Rolle eines politischen Störenfrieds und Unruhestifters zu. Diese Rolle sollten sie im 21. Jahrhundert allerdings besser gemeinsam einnehmen, weil sonst immer die Gefahr besteht, dass sie sich gegeneinander profilieren. Statt in einen unseligen Wettstreit um die Frage zu geraten, wer diese Welt am besten humanisieren kann, geht es darum, dass Menschen in den monotheistischen Religionen gemeinsam für mehr Gerechtigkeit in dieser Welt eintreten.

Ein Beispiel für dieses gemeinsame Handeln ist in Deutschland aktuell der Umgang mit Flüchtlingen und Asylsuchenden. Es sind nicht nur immer mehr Kirchengemeinden, die Flüchtlingen Schutz bieten, um ihnen damit den Zugang zum deutschen Asylverfahren zu ermöglichen. Es sind auch erste Synagogen und Moscheen bekannt, die hierzulande ein solches Asyl ermöglicht haben. In all diesen Fällen handeln Menschen mit unterschiedlichem religiösem Hintergrund aus demselben Geist der Menschlichkeit. Sie setzen sich für die Wahrung der Menschenwürde ein, wo Gesetze (noch) eine humanitäre Lücke lassen.

Um gemeinsames Handeln für den Frieden häufiger begründet möglich zu machen, brauchen wir dringend eine neue Herangehensweise an die Theologie. Sie muss das Entscheidende in den Religionen so zu formulieren in der Lage sein, dass sie andere Menschen nicht herabsetzt. Statt etwa die islamische Theologie völlig getrennt von den christlichen Theologien aufzubauen – wie es derzeit meistens geschieht –, bräuchte es in Deutschland enge kommunikative Netze von jüdischen, muslimischen und christlichen Theologinnen und Theologen, die gemeinsam an den großen Problemen unserer Zeit arbeiten.

Wenn die künftigen Eliten der Religionen an den Universitäten verbindende Erfahrungen in Ausbildung und Lehre machen und sich gemeinsam für den Menschen stark machen, können sie glaubwürdig und nachhaltig in ihren jeweiligen Glaubensgemeinschaften füreinander eintreten. Zugleich können sie dazu beitragen, dass Religionen nicht mehr als Teil gesellschaftlicher Probleme, sondern als Angebote zu ihrer Lösung wahrgenommen werden – auch wenn diese Lösungsangebote sicher bleibend anstößig und umstritten sein werden, gerade weil sie für einen Gott eintreten, der diejenigen zu Gehör bringt, die selbst keine Stimme haben. ◆

Klaus von Stosch, geboren 1971, leitet das Zentrum für Komparative Theologie und Kulturwissenschaften an der Universität Paderborn. Dort arbeiten Juden, Christen und Muslime zusammen. Er hält die Trennung der Theologien in verschiedene Fakultäten an den Unis für überholt: »In Großbritannien etwa ist sie lange passé.«